

Jane Moore  
WWW.  
sag-deinem-herz-a.de

Roman

Aus dem Englischen  
von Elke Bartels

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»dot.homme«  
bei William Heinemann, Random House, London.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2006  
bei Blanvalet, einem Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Jane Moore  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006  
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagillustration: Zefa/Mitchell  
Redaktion: Andrea Brandl  
UH · Herstellung: Heidrun Nawrot  
Satz: DTP Service Apel, Hannover  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN-10: 3-442-36434-5  
ISBN-13: 978-3-442-36434-3

[www.blanvalet-verlag.de](http://www.blanvalet-verlag.de)

## Prolog

*Ich bin fünfunddreißig, groß und dunkelhaarig und fühle mich nach dem Ende einer langjährigen Beziehung etwas einsam. Bin auf der Suche nach einer Partnerin, die bereit ist, die Dinge locker anzugehen, ein bisschen Spaß zu haben und abzuwarten, was uns das Leben so bringt.*

Okay, es ist nicht gerade die geistreichste und originellste Kontaktanzeige der Welt, aber um die Wahrheit zu sagen – er hätte auch »Rhabarber-Rhabarber« schreiben können, und ich hätte mich allein anhand seines Fotos mit ihm verabredet. Ziemlich oberflächlich, ich weiß, aber was bleibt einem anderes übrig, wenn im Terminkalender absolute Ebbe herrscht?

Auf besagtem Foto ist »er« mit nacktem Oberkörper zu sehen. Er steht an einem Strand, allem Anschein nach in Spanien, zumindest nach dem »Sangria bis zum Abwinken für 20 Euro«-Schild zu urteilen, das an einer Bar im Hintergrund angebracht ist.

Er ist schlank, mit dunkelbraunem Haar und jenem kantigen, wie gemeißelt wirkenden Kinn, das einem gewöhnlich von irgendwelchen GQ-Seiten entgegenblickt. Zwar lächelt er auf dem Bild nicht, aber ich kann mir vorstellen, dass er strahlend weiße und vollkommen ebenmäßige Zähne hat. Obwohl ... bei dem Glück, das ich normalerweise habe, werden sie wahrscheinlich eher aussehen wie Stonehenge im Sturm.

Es ist ein Uhr mittags, und wir hatten abgemacht, uns draußen vor dem Eingang zum Hippodrome Nightclub am Leicester Square zu treffen, der höchstwahrscheinlich im Urin und Erbrochenen vom Partytrubel der vergangenen Nacht untergeht.

Diesmal riskiere ich allerdings nicht, als Erste am Treffpunkt zu erscheinen und mich womöglich mit irgendeinem Blindgänger konfrontiert zu sehen. Stattdessen postiere ich mich in einem Türeingang auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Hier kann ich mich problemlos hinter dem endlosen Strom der Büroangestellten verstecken, die zielstrebig ihres Weges gehen, und den Scharen von Touristen, die ziellos umherwandern, irritiert vom Anblick des schmutzigen, mit Abfällen übersäten Platzes vor ihnen, der so gar keine Ähnlichkeit mit dem makellosen Bild in ihrem Stadtführer besitzt. Wie üblich gibt es einen nervtötend miesen Straßenmusikanten, der gerade grölend »Back in the USSR« verhunzt (wir alle wünschen uns, er wäre längst dort), und diverse Pseudokünstler, die so tun, als wären sie Statuen.

Im Moment steht nur ein einziger Mann im Eingang des Hippodrom, und als er sich mit einer Dose *Special Brew* in der Hand auf einer schmutzigen Wolldecke niederlässt, kann ich nur stumm beten, dass er immer dort haust und nicht der geheimnisvolle Unbekannte ist, mit dem ich verabredet bin.

Eine Frau geht an ihm vorbei, ohne seiner ausgestreckten Hand Beachtung zu schenken. »Schlampe!«, brüllt er ihr nach, während eine Mischung aus Bierschaum und Sabber aus seinen Mundwinkeln rinnt. Oh Mann, vielleicht war es doch keine so gute Idee, ausgerechnet diesen Ort als Treffpunkt zu wählen.

Noch einige Minuten verstreichen, und mein Gegenüber

gibt lauthals weitere Beleidigungen von sich. Ich frage mich, ob mein Unbekannter das unappetitliche Szenario mitbekommen und spontan beschlossen hat, einfach weiterzugehen. Doch dann – endlich! – erscheint er. Und – was noch viel besser ist – er sieht tatsächlich genauso toll aus wie auf seinem Foto.

Er steht neben der Tür zum Nightclub, nur wenige Schritte von dem stark angetrunkenen Besetzer des Eingangs entfernt, der sich inzwischen zum Glück in einem Zustand alkoholisierter Bewusstlosigkeit zu befinden scheint.

Hastig streiche ich meinen Mantel und mein Haar glatt, widerstehe jedoch dem Drang, noch eine Schicht Lipgloss aufzutragen, aus Angst, an meinem Rendezvouspartner kleben zu bleiben, falls wir uns zur Begrüßung einen kurzen Kuss geben sollten. Dann atme ich tief durch und bahne mir mit hämmerndem Herzen einen Weg durch die Scharen von Menschen zur gegenüberliegenden Straßenseite. So nervös war ich noch nie, und ich frage mich, ob es wohl an seinem umwerfenden Aussehen liegt. Mit der Attraktivität ist das ja bekanntlich so eine Sache – der Betrachter ist völlig hingerissen, doch für diejenigen, die damit gesegnet sind, kann sie sogar ein Hindernis sein, das sie davon abhält, eine wirklich anziehende Persönlichkeit zu entwickeln. Denn wenn man ohnehin von allen umschwärmt wird und jeder über alles, was man sagt, begeistert lacht – wozu sich dann noch die Mühe machen, witzige oder interessante Anekdoten zum Besten zu geben?

Inzwischen trennen mich nur noch wenige Meter von ihm, doch er schaut in die andere Richtung. Ich tippe ihm leicht auf die Schulter, setzte ein – wie ich hoffe – sexy Lächeln und einen sinnlichen Blick auf und warte darauf, dass er sich umdreht. Als er es tut, stelle ich fest, dass er die durchdringendsten blauen Augen hat, die ich jemals gese-

hen habe, und mein Magen schlägt beinahe einen Purzelbaum.

»Jack?«, frage ich. Ich kenne seinen Namen aus der E-Mail, als er Zeitpunkt und Ort mit mir vereinbart hat.

Er tritt einen kleinen Schritt rückwärts und mustert mich dabei fast unmerklich von oben bis unten. »Jack? Nein, tut mir Leid, das muss ein Missverständnis sein.«

Für einen Moment bin ich wie vor den Kopf geschlagen. Der Mann, der vor mir steht, ist das genaue Ebenbild jenes Mannes auf dem Foto, und zwar bis hin zu der kleinen, fransigen Schmachlocke über seinem rechten Auge. Warum um alles in der Welt gibt er sich für jemand anderen aus?

»Sie heißen ganz sicher nicht Jack?« Mein Blick wandert argwöhnisch von seinem Gesicht zu seinen Füßen und wieder zurück.

»Nein, tut mir Leid.« Die Art, wie er die Hände in seine Jeanstaschen rammt und sein Gewicht unruhig vom einen Fuß auf den anderen verlagert, hat beinahe etwas Trotziges an sich.

Doch langsam dämmert es mir. Das hier *ist* Jack, daran gibt es keinen Zweifel – nur dass er nun, da er mich in natura gesehen hat, offensichtlich so enttäuscht ist, dass er das Ganze nicht weiter vertiefen will. Ich spüre förmlich, wie meine Nervenenden vor Empörung vibrieren.

»Sie halten mich wohl für völlig bescheuert«, spote ich und starre ihn herausfordernd an.

»Wie bitte?« Er bemüht sich um eine verwirrte Miene, als könne er es nicht fassen, dass ihn diese wildfremde Irre einfach auf der Straße anspricht, doch seine Wangen haben sich puterrot verfärbt, und er blinzelt hektisch. Man braucht nicht Sherlock Holmes zu sein, um zu wissen, dass er schuldig im Sinne der Anklage ist.

»Sie *sind* Jack«, erkläre ich beharrlich. »Oder Ihr eineiiger Zwilling Bruder inseriert im Internet und ist durch einen Eins-zu-einer-Milliarde-Zufall nicht aufgekreuzt, dafür stehen Sie rein zufällig hier, weil Sie sich mit jemand ganz anderem treffen wollten.« Ich bin nicht sicher, ob das, was ich gesagt habe, irgendeinen Sinn ergibt, bin aber auch nicht bereit, mich von ihm zum Narren halten zu lassen. Wütend funkle ich ihn an.

Er blinzelt unsicher, während er offensichtlich krampfhaft überlegt, was er als Nächstes tun oder sagen soll. »Tja, aber *Sie* sehen überhaupt nicht so aus wie auf Ihrem Foto«, erklärt er schließlich entrüstet. »Ich hatte jemand viel Hübscheren und Schlankeren erwartet.«

Mir fällt vor Empörung die Kinnlade herunter. Okay, zugegeben, ich bin nicht Kate Moss, aber so schlimm ist es nun auch wieder nicht. Und *schlanker*? Was will dieser Kerl? Einen Pfeifenreiniger?

»Was genau soll das heißen?« Prima. Muss ich ihn auch noch ermuntern, seine Beleidigung zu wiederholen, als wäre sie beim ersten Mal noch nicht übel genug gewesen!

Er seufzt. »Das soll heißen, dass das, was ich auf dem Bild gesehen habe, nicht das ist, was jetzt vor mir steht. Ihr Foto täuscht.«

»Nein, tut es nicht! Meine Freunde sagen, ich sehe genauso aus wie auf dem Foto.«

»Weil sie nett zu Ihnen sein wollen«, erwidert er herablassend und wirft einen Blick auf seine Uhr. »Äh, nehmen Sie's mir nicht übel, aber Sie sind ganz einfach nicht mein Typ. Welchen Sinn hätte es da noch, einen Kaffee trinken zu gehen oder so?«

Schon seltsam, wie man jemanden plötzlich nicht mehr leiden kann, was? Schlagartig hat er jede Attraktivität für mich verloren, trotzdem bringe es nicht fertig zu gehen,

ohne ihn mir noch einmal gehörig zur Brust genommen zu haben.

»Verstehe. Dann sind Sie also so oberflächlich, dass Sie die Menschen nur nach ihrem Aussehen beurteilen?«, hake ich nach und verdränge scheinheilig die Erinnerung an das »Wow!«, das mir beim Anblick seines Fotos entschlüpfte.

Er zuckt die Achseln. »Nicht nur nach dem Aussehen, nein. Noch wichtiger ist mir eigentlich die Chemie. Der berühmte Funke, der überspringen muss.«

Natürlich hat dieses Argument Hand und Fuß, doch meine Gekränktheit über seine Zurückweisung und die Demütigung gestattet mir nicht, es zuzugeben. Wenn überhaupt, dann stünde es *mir* zu, so etwas zu sagen, und nicht ihm, während *er* beim bloßen Anblick von mir von den Socken sein müsste. »Der Funke kann auch später noch kommen«, gebe ich zurück.

»Nein.« Er schüttelt den Kopf. »Das Feuer kommt später. Aber der Funke, der das Feuer entfacht, der muss von Anfang an da sein. Und für mich ist er nun mal einfach nicht da ... Tut mir Leid«, fügt er nach kurzem Nachdenken hinzu.

»Ja, ja, das haben Sie ja schon gesagt.« Ich runzle die Stirn, abgelenkt von einem Geräusch rechts neben mir, als sich Mr. Special Brew wieder zu regen beginnt.

»Hören Sie ...« Jacks Gesichtsausdruck und sein Tonfall sind eine Spur sanfter geworden. »Es hat nichts mit Ihnen zu tun, ehrlich. Es ist einfach nur so, dass ich ziemlich genau weiß, was ich will, und Sie sind nun mal nicht das, was ich mir vorgestellt habe. Aber wenn Sie wollen, gehe ich kurz einen Kaffee mit Ihnen trinken – nur um Ihnen zu zeigen, dass ich nichts gegen Sie persönlich habe.«

Oh Gott, jetzt bemitleidet er mich zu allem Überfluss auch noch und bietet mir ein Trostpflaster an! Das ist noch schlimmer, als ins Gesicht gesagt zu bekommen, dass ich



ein unattraktiver Trampel bin und damit nicht sein erlauchtes Blickfeld besudeln soll.

Ich spüre, wie meine Wut in Niedergeschlagenheit übergeht. Nichts wie weg hier!

»Nein, schon gut«, erwidere ich erschöpft. »Ich denke, ich habe hier schon genug Zeit verschwendet. Ich sollte wieder zurück zur Arbeit gehen.«

»Okay, war trotzdem nett, Sie kennen zu lernen.« Er schenkt mir ein blitzendes Filmstarlächeln. »Und nochmals Entschuldigung. Tut mir wirklich Leid.«

»Nicht so Leid wie mir.« Der Betrunkene hinter mir hat sich vorgebeugt und klopft leicht gegen meinen Knöchel, um mich um Geld anzubetteln. »Aber trotzdem danke, es war ... äh ... egal, vergessen wir's einfach.«

Ich wende mich ab und krame in meiner Manteltasche. Als ich eine Pfundmünze finde, beuge ich mich hinunter und lege sie in die schmutzige, offene Handfläche des Penners.

Sein Blick aus blutunterlaufenen Augen heftet sich auf das Geldstück, während sich sein Mund unter der Masse ungepflegter Barthaare zu einer verächtlichen Grimasse verzieht.

»Knickrige Schnepfe!«, blökt er mir nach, als ich davongehe.

Danke, lieber Gott. Vielen lieben Dank. Was für ein grandioser, spitzenmäßiger, absolut unübertroffener Reinfall von einem Tag!

Sie fragen sich vielleicht, warum ich überhaupt hierher gekommen bin, warum ich mich dieser Erfahrung aussetzte und mir all das antue, wenn ich doch eigentlich gar keine große Lust dazu habe und Zurückweisungen offensichtlich nur schwer wegstecken kann.

Tatsache ist, dass das alles nicht meine Idee war. Ich will Ihnen das Ganze erklären ...

# 1

Goodbye dreiunddreißig. Hallo vierunddreißig. Da ich das noch ruhig und gelassen sagen kann, werde ich wohl vorerst auch vom Midlife-Wahnsinn verschont bleiben. Aber wer weiß, vielleicht befällt er mich ja schon nächstes Jahr.

Immerhin hat Julia, meine treue Trinkkumpanin aus der College-Zeit, an ihrem fünfunddreißigsten Geburtstag plötzlich die große Krise bekommen. Sie ging eines Abends zu Bett, voller Erwartung und Vorfreude auf unseren bevorstehenden Urlaub »für junge Leute zwischen 18 und 30« (Na schön, ich gebe es zu, wir hatten auf dem Anmeldeformular ein bisschen geschummelt, aber tut das nicht jeder?), und bekam buchstäblich über Nacht einen Koller. Am nächsten Morgen wachte sie schluchzend auf und beklagte sich, sie sei eine alte Jungfer, quasi ein Ladenhüter, der auf dem gigantischen Regal des Lebens liegen geblieben war, und dass sie es satt habe, nur hin und wieder herausgenommen und abgestaubt zu werden.

»Ich brauche Halt und Beständigkeit in meinem Leben«, jammerte sie, bevor sie unseren gemeinsamen Urlaub kurzerhand absagte und den ersten Mann heiratete, der ihr über den Weg lief. Und zwar buchstäblich den ersten. Ich war auf ihrer Hochzeit mit dem Pizzalieferanten, habe sie seitdem aber nicht wieder gesehen.

Und hier bin ich nun also, auf dem Weg zu meiner »Überraschungs«-Geburtstagsparty, organisiert von meiner lieben Freundin und Fernsehproduktionskollegin Ta-

bitha. Nur dass ich längst über diese Party Bescheid weiß, weil meine Schwester Livvy mich angerufen hat, um mich sicherheitshalber vorzuwarnen. Sie weiß, dass ich derartige Überraschungen hasse und höchstwahrscheinlich auf dem Absatz kehrtmachen und verschwinden würde, wenn ich auf diese Weise überrumpelt werden würde.

Stattdessen werde ich wie verabredet im Pub erscheinen, wo ich mich mit Tabitha auf einen »gemütlichen Drink« treffen soll, und dann in einer oscarverdächtigen Vorstellung die Überraschte und Entzückte mimen, wenn ich urplötzlich vor dem Rest unserer Clique stehe.

Als ich zur Tür hereinkomme, recke ich den Hals und spähe über die Menge der dicht gedrängten Gäste hinweg. Tabitha springt sofort auf, als sie mich sieht.

»Hi! Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!« Sie umarmt mich herzlich, dann tritt sie einen Schritt zurück und mustert mich von oben bis unten. »Du siehst super aus. Komm, ich habe dahinten einen ruhigen Tisch reservieren lassen.«

Sie nimmt mich bei der Hand und führt mich durch das Lokal in einen kleinen, rechteckigen Raum mit einem runden Tisch in der Mitte, der höchst verräterisch für mehrere Personen gedeckt und mit Unmengen von Geburtstags-Kitsch aus dem Billigladen geschmückt ist. Am Ende des Raums hängt ein dunkelvioletter Samtvorhang, unter dem ein mit bunten Glassteinen besetzter Sabot hervorlugt.

»Ta-da!« Maddy, die Besitzerin besagter Sabots, kommt hinter dem Vorhang hervor und zieht ihn mit einer schwungvollen Bewegung zurück, um meine anderen »Überraschungs«-Gäste zu enthüllen, die allesamt wie die Idioten grinsen und im Chor »Überraschung!« rufen.

»Ich werd verrückt, das gibt's doch nicht!«, kreische ich, setze meine beste Macaulay-Culkin-»Ich bin ja so was von

überrascht!«-Miene auf und hüpfte obendrein jubelnd auf der Stelle. Doch beim Anblick von Livvys finsterem Blick angesichts meiner jämmerlich übertriebenen Darbietung höre ich sofort damit auf. »Mann, da habt ihr mich ganz schön reingelegt, Leute! Ich hatte absolut *keine* Ahnung!«

Es folgen einige schauerhafte Sekunden, als sie im Chor ein halbherziges »Happy Birthday« anstimmen und ihre Stimmen zu einer Kakophonie von flachen, modulationslosen Tönen und schrillum Gejaule verschmelzen, nur unterbrochen von einem winzigen Moment des Stockens, als sie offenbar vergessen haben, für wen sie dieses Lied eigentlich singen.

»Danke!« Ich setze ein falsches Lächeln auf. »Wollen wir uns setzen?«

Nachdem ich glücklicherweise nicht mehr im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit stehe und die anderen damit beschäftigt sind, um die Plätze zu rangeln und ihre Servietten auseinander zu falten, sollte ich die Gelegenheit nutzen und Sie mit einigen der üblichen Verdächtigen bekannt machen.

Da ist zuerst einmal Maddy, mein gesellschaftlicher Rettungsanker. Maddy ist diejenige, die mir direkt gegenüber sitzt und gerade viel Aufhebens darum macht, wer stilles Wasser und wer lieber welches mit Kohlensäure haben will. Sie ist ebenfalls Single, deshalb sehen wir uns ziemlich oft, um uns auf die Suche nach dem »perfekten« Mann zu machen, den wir so nach unserem Geschmack ummodellieren können, dass er nicht mehr wiederzuerkennen ist. In der Zwischenzeit vergnügt sich Maddy mit einer bedeutungslosen Affäre nach der anderen – nicht zuletzt deshalb, weil sie eine tolle Frau, schlank und erheblich erfolgreicher darin ist, einen Mann an Land zu ziehen, als ich. Sie glaubt, jeder Mann gehört ihr – wobei ihr ihre durch ihren Beruf als

Tänzerin bedingte Fähigkeit, das Bein so hoch zu schwingen, dass sie es einem Mann mühelos auf die Schulter legen kann, natürlich in Bars zugute kommt. Heute trägt sie wie üblich etwas, das ich immer als eines ihrer »atomaren« Outfits bezeichne (wegen der fünfzigprozentigen radioaktiven Strahlenwirkung). Aber sie hat mir einmal erzählt, sie zeige ihre Unterwäsche niemals unabsichtlich.

Rechts und links neben ihr sitzen Richard und Lars, oder Dick und Arse – »Lümmel« und »Arsch« –, wie ich die beiden liebevoll, wenn auch zugegebenermaßen reichlich respektlos nenne. Richard und ich haben uns im Rahmen unserer Arbeit als Fernsehredakteure bei der Recherche für *Good Morning, Britain* kennen gelernt. Er arbeitete damals in der Unterhaltungsabteilung, während ich im Bereich »Magazinbeiträge« beschäftigt war. Sie wissen schon, jene Abteilung, die Beiträge à la »Ich habe Zwillinge bekommen, von denen der eine schwarz ist und der andere weiß« gestaltet, die im Grunde nichts als die Sensationsgier der Zuschauer befriedigen und die Einschaltquoten in die Höhe treiben sollen. Wir Fernsehleute dagegen müssen natürlich so tun, als ob wir der Öffentlichkeit einen Dienst erweisen, indem wir dieses Problem besonders herausstreichen und eine spezielle Hotline nach dem Motto einrichten: »Wenn auch Sie Zwillinge bekommen haben, die unterschiedlicher Hautfarbe sind, und dringend Hilfe brauchen, dann rufen Sie uns unter dieser Nummer an ...« Bla-bla-bla.

Richard ist in der Sparte »Unterhaltung« geblieben, obwohl er in der Zwischenzeit in die schwindelnden Höhen eines leitenden Produzenten aufgestiegen ist und die Samstagabend-Show *Bis dass der Richter uns scheidet* – mit dem griffigen Untertitel »Die Beute nach der Meuterei« oder »Nimm's ihm nicht übel, nimm einfach alles« – produziert.

Es handelt sich um eine Sendung, in der zerstrittene Paare den glanzvollen Preis eines kostenlosen, aber dennoch rechtskräftigen Scheidungsurteils gewinnen können.

Richards holländischer Lover Lars hingegen, ein unfassbar gut aussehender, einen Meter neunzig großer Schwarzer, ist einer der Tänzer, die über die Studiobühne wirbeln, wenn die Kandidaten die Chance bekommen, bis an ihr seliges Ende als glücklich Geschiedene zu leben. Durch Lars habe ich übrigens auch Maddy kennen gelernt.

Oh, einen Augenblick mal. Hier in der Tischrunde tut sich gerade etwas. Meine Schwester Livvy schlägt lautstark mit der Hand auf den Tisch, so dass ihr Mann Michael erschrocken zusammenzuckt.

»Trinken wir auf Jess. Herzlichen Glückwunsch zum vierunddreißigsten Geburtstag. Prost!« Sie erhebt ihr Champagnerglas und nimmt einen Schluck, und alle anderen folgen ihrem Beispiel.

»Prost«, stimme ich ein und kippe mir ebenfalls einen kräftigen Schluck hinter die Binde. »Das ist wirklich schrecklich nett von euch allen.«

Livvy ist zwei Jahre älter als ich und so etwas wie eine Heldin für mich. Andere Geschwister, die sich altersmäßig so nahe stehen wie wir, gehen sich womöglich gegenseitig auf die Nerven oder streiten sich gar, aber so war es nie bei uns. Ganz im Gegenteil. Solange ich mich zurückerinnern kann, hat Livvy mich stets liebevoll unterstützt und umsorgt. Am nachhaltigsten ist mir in Erinnerung geblieben, dass sie, wenn ich als Kind Alpträume hatte, so lange an meinem Bett gesessen und mir beruhigend übers Haar gestrichen hat, bis ich wieder eingeschlafen war.

Als sie von zu Hause auszog, um an der Uni in Bristol zu studieren, war ich mindestens eine Woche lang am Boden zerstört, schluchzte unentwegt in mein Kopfkissen und

weigerte mich, mich von unserer Mutter trösten zu lassen. Dann lernte ich einen Jungen kennen und klammerte mich ersatzweise für eine Weile an ihn.

Ein blechern klingendes Geräusch, als schlage jemand Besteck gegen ein Glas, reißt mich abrupt aus meinen nostalgischen Gedanken.

»Wollen wir nicht langsam die Geschenke überreichen?« Es ist Kara, die Freundin, die ich schon am längsten von allen kenne, aber irgendwie am wenigsten mag. In Wahrheit haben wir doch alle so jemanden in unserem Freundeskreis, oder? Unerklärlicherweise bleiben wir dennoch mit ihnen in Kontakt, angezogen wie Motten von einer Flamme, obwohl sie uns die meiste Zeit schier in den Wahnsinn treiben. Männer sind in solchen Situationen ja recht pragmatisch und skrupellos und lösen kurzerhand die Verbindung mit jedem, den sie als überflüssig betrachten. Aber wir Frauen sind da anders; wir halten trotz allem an solchen Beziehungen fest, erfinden immer wieder Entschuldigungen für das haarsträubende Benehmen einer grässlichen Freundin oder eines unmöglichen Freundes, sind treu bis zum bitteren, langwierigen Ende und immer von der Hoffnung erfüllt, dass sie unsere Geduld eines Tages doch noch rechtfertigen werden.

Doch Kara ist, wie Sie gleich noch genauer erfahren werden, ganz besonders schrecklich. Früher oder später würden Sie sich ja wahrscheinlich ohnehin wundern, wie ich es mit ihr aushalte, also kann ich das Thema auch ebenso gut sofort zur Sprache bringen.

Die Sache ist nämlich die: Kara hat mir einmal das Leben gerettet. Nicht auf die unspektakuläre Art nach dem Motto »Sie packte mich an der Jacke und hielt mich fest, als ich im Begriff war, auf die Fahrbahn zu treten und vor ein Auto zu laufen«. Nein, es war sehr viel mehr als das. Sie hat mir

*wirklich* das Leben gerettet, und zwar auf jene dramatische Art und Weise, über die Nachmittagsfilme gedreht werden.

Es war im Sommer 1988. Kara und ich waren mit unserer Clique unterwegs, um im örtlichen Fluss zu baden. Dummerweise ging ich allein ins Wasser, obwohl ich bereits etliche Gin Tonics getrunken hatte. Prompt geriet ich in Schwierigkeiten, als ich mich mit dem Fuß in irgendetwas verfang und mich nicht mehr befreien konnte. Während ich also voller Angst im Fluss herumzappelte, wild mit den Armen fuchtelte und um Hilfe schrie, kam es mir zudem auch noch so vor, als sei ich plötzlich meilenweit vom Ufer entfernt. Und schlimmer noch: Die anderen – mittlerweile ziemlich blau und alles andere als schnell von Begriff – schienen zu glauben, ich wollte nur eine Show abziehen und sie auf den Arm nehmen. Sie lachten ausgelassen und winkten zurück.

Bis auf Kara. Kara begriff den Ernst der Lage augenblicklich und sprang, ohne auch nur einen Gedanken an ihre eigene Sicherheit zu verschwenden, voll bekleidet mit dem Kopf voran ins Wasser. Sie schwamm zu mir herüber, tauchte in dem trüben Wasser und befreite meinen eingeklemmten Fuß aus einem uralten verrosteten Ding, das früher anscheinend zum Festmachen von Booten gedient hatte. Ich war derart erschöpft, dass ich kaum noch stehen konnte, also drehte Kara mich auf den Rücken und zog mich zurück ans sichere Ufer, genau so, wie man es im Rettungsschwimmerunterricht lernt. Nur ohne den dort üblichen Pyjama, versteht sich.

Wir beide hatten schon immer eine (wenn auch eher zweitrangige) Rolle im Leben der anderen gespielt, seit wir uns im Jahr zuvor in der sechsten Internatsklasse kennen gelernt hatten, doch von jenem denkwürdigen Augenblick an entstand ein enges Band zwischen uns. Für meine Begrif-



fe hat sie mir ganz eindeutig das Leben gerettet, und ich fand, es gab nichts auf der Welt, womit ich das jemals wieder gutmachen könnte.

Ich war mir zwar immer bewusst, dass Kara eine etwas schwierige – um nicht zu sagen eigenartige – Persönlichkeit hatte, redete mir jedoch ein, das sei nun mal ihre Art und unter ihrer Biestigkeit verberge sich ein Herz aus Gold. Meine Eltern und Livvy hingegen haben sie nie gemocht und haben ihren Einfluss auf mich stets mit großer Sorge betrachtet.

Ich kann nicht genau sagen, wann es mit unserer Freundschaft *wirklich* schief zu laufen anfang, doch im Lauf der Jahre ließ Karas Loyalität immer mehr zu wünschen übrig, und ihre Miene wurde in meiner Gegenwart immer säuerlicher. In letzter Zeit stelle ich sogar einen Anflug von Eifersucht an ihr fest, und ich habe das Gefühl, als ob sie sich nur in meiner Nähe aufhält, um sich an dem Pech, das ich manchmal habe, zu weiden. Jedes glückliche Ereignis in meinem Leben scheint dagegen eine spürbare Enttäuschung für sie darzustellen.

Ich schätze, Kara lässt sich am treffendsten mit folgendem Satz charakterisieren: Sie ist immer zur Stelle, wenn sie einen braucht. Aber ich nehme das alles mehr oder weniger gelassen hin ... Wie könnte ich das *nicht*, nach dem, was sie für mich getan hat?

Heute Abend hat sie ihren Freund, Dan, mitgeschleppt. Er ist ein ausgesprochen netter, umgänglicher Typ, der durchs Leben tapert, ohne einer Menschenseele etwas zu Leide zu tun, doch aus irgendeinem unerfindlichen Grund ist er Ms. Kara Danvers auf den Leim gegangen. Kara hat mir erzählt, er werde ihr zu Weihnachten einen Heiratsantrag machen, nur weiß ich nicht genau, ob sie das auch *ihm* schon gesagt hat.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Jane Moore

**[www.sag-deinem-herz-a.de](http://www.sag-deinem-herz-a.de)**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-36434-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2006

Ein turbulenter Liebesroman: sprühend witzig und warmherzig erzählt!

Jess Monroe ist überzeugte Single-Frau und rundherum mit sich zufrieden. Ihre Freunde aber finden, sie gehöre endlich unter die Haube – und schalten in ihrem Namen eine Kontaktanzeige im Internet! Jess ist zunächst überhaupt nicht begeistert, denn die ach so atemberaubenden Traumänner aus dem World Wide Web erweisen sich offline allesamt als Nieten. Doch dann verwandelt sich einer der Frösche überraschend in Jess' Traumprinzen ...